

## **Mister X** **(5-6 классы)**

Wie jeden Mittwochnachmittag ist Sebastian allein zu Hause. Er muss ein Gedicht aus dem Lesebuch abschreiben und auswendig lernen. Die erste Strophe hat er gerade geschafft, als das Telefon nstläutet. Sebastian nimmt den Hörer ab und meldet sich. Am anderen Ende der Leitung ist ein Rauschen zu hören. „Hallo!“, sagt Sebastian, itNichts. Sebastian hört nur das Rauschen. „Komisch“, murmelt er und legt auf.

Es dauert nicht lange, da läutet das Telefon wieder. Sebastian zögert kurz, dann nimmt er ab und nennt seinen Namen. Am anderen Ende meldet sich niemand.

„Hallo!“, ruft Sebastian. „Wer ist denn da?“

Nichts. Sebastian hört wieder nur das Rauschen. Er will schon auflegen, da sagt eine krächzende Stimme: „Hier spricht Mister X. In einer Stunde werde ich dich holen.“

Sebastian lässt den Hörer fallen und läuft aus der Wohnung, als sei der Teufel hinter ihm her. So schnell ihn seine Beine tragen, rast er zu seinem Freund Manuel. Dort drückt er so lange auf den Klingelknopf, bis Manuels Mutter öffnet.

„Was ist denn passiert?“, fragt sie verwundert.

„Er will mich holen!“

„Wer will dich holen?“, fragt Manuels Mutter.

Sebastian schnieft. „Mister X will mich holen.“

„Was ist mit Mister X?“, fragt Manuel, der gerade aus seinem Zimmer kommt.

Sebastian erzählt ihm und seiner Mutter die ganze Geschichte.

„Das ist garantiert so ein Lausejunge, der dir Angst machen wollte“, sagt Manuels Mutter.

„Den Kerl schnappen wir uns“, ruft Manuel und zieht Sebastian am Arm. „Los, komm mit!“

Die beiden gehen in Manuels Zimmer.

Dort denken sie scharf nach. Genau genommen denkt nur Manuel scharf nach. Dem armen Sebastian sitzt der Schreck noch zu sehr in den Gliedern und im Kopf.

„Dieser Mister X hat gewusst“, beginnt Manuel, „dass du allein zu Hause warst. Und woher hat er das gewusst?“

Sebastian zieht die Schultern hoch.

„Er muss dich gut kennen und wissen, dass du mittwochs immer allein zu Hause bist.“

„Mich kennen viele“, murmelt Sebastian.

„Aber nicht alle“, sagt Manuel. „Und alle, die dich nicht kennen, können auch nicht Mister X sein. Klar?“

Das ist sogar dem armen Sebastian klar.

„Und nun zu dem Anruf“, fährt Manuel fort. „Hast du keine anderen Stimmen oder verdächtige Geräusche gehört?“

„Stimmen nicht, nur so ein komisches Rauschen“, antwortet Sebastian.

„Was war das für ein Rauschen?“

Sebastian versucht sich genau zu erinnern. „Es hörte sich an wie Wasser.“

„Wie Wasser?“

Sebastian nickt. „Ja, wie ein laufender Wasserhahn oder eine Klospülung, die nicht aufhört.“

Manuels Gehirn arbeitet auf Hochtouren. „Könnte es auch ein Bach gewesen sein?“

„Ein Bach?“ Sebastian überlegt. „Ich glaube schon.“

„Dann wohnt Mister X am Schlossbach“, stellt Manuel fest.

„Meinst du?“, fragt Sebastian.

„Klar.“ Manuel ist sich seiner Sache sicher. „Jetzt müssen wir nur noch herausbekommen, wer am Schlossbach wohnt, dich gut kennt und dir eins auswischen wollte.“

„Ich weiß aber nicht, wer am Schlossbach wohnt“, sagt Sebastian. „Ich weiß nur, dass dort das

Hochhaus ist.“

„Die Sabine aus unserer Klasse wohnt am Schlossbach“, sagt Manuel.

„Die war es bestimmt nicht“, meint Sebastian. „Die hat keine so tiefe Krächzerstimme.“

Nach langer Beratung bleiben zwei Jungen aus dem Hochhaus als mögliche Anrufer übrig. Lukas Rogier aus Sebastians und Manuels Klasse und Jörg Huber aus der vierten Klasse.

Sofort laufen Manuel und Sebastian zum Hochhaus um den Fall zu klären.

„Fällt dir was auf?“, fragt Manuel. „Hier vorne ist der Bach kaum zu hören. Also muss die Wohnung von Mister X nach hinten zum Bach raus gehen. Wir müssen ins Haus und nachsehen, wo Jörg und Lukas wohnen.“

Manuel und Sebastian schleichen zum Eingang. Eben kommt eine Frau heraus und bevor die Tür wieder zuschnappt, sind die beiden schon drin. Sie huschen durch das Treppenhaus und lesen die Namensschilder an den Türen. Nur Jörg Huber wohnt im hinteren Teil des Hochhauses.

„Jetzt haben wir ihn“, sagt Manuel, als sie wieder unten sind. Er entdeckt Jörgs Fahrrad im Fahrradständer. „Komm, dem lassen wir die Luft aus den Reifen!“

„Und wenn er es gar nicht war?“ Sebastian ist sich nicht so sicher wie Manuel.

„Der war’s“, sagt Manuel. „Und selbst, wenn er es nicht war, lassen wir ihm die Luft raus. Weil er so ein doofer Angeber ist.“

„Ich muss aber wissen, ob er es war“, murmelt Sebastian.

Da hat Manuel eine Idee. Er läuft zum Eingang und drückt auf die Huber- Klingel.

„Ja, was gibt’s?“, krächzt Jörgs Stimme aus der Sprechanlage.

„Komm schnell runter, da will einer dein Fahrrad klauen!“, sagt Manuel.

„Ich komme!“

Manuel und Sebastian verstecken sich hinter der großen Mülltonne. Zehn Sekunden später kommt Jörg aus dem Haus gestürzt. Er sieht sein Fahrrad und ist erleichtert.

„Hallo, Mister X!“, ruft Manuel hinter der Mülltonne. Er und Sebastian zeigen sich.

„Wie... wieso ... wieso Mister X?“, stottert Jörg. „Ich bin nicht Mister X.“

„Klar bist du’s“, sagt Manuel. „Wir haben Beweise.“

Jörg schaut sich ängstlich um. „Ich ... ich ... war’s nicht. Ich hab nicht angerufen.“

Manuel stupst Sebastian an. „Ach, du hast nicht angerufen. Das ist ja interessant. Wo hast du denn nicht

angerufen?“

„Bei niemand“, sagt Jörg und läuft zurück ins Haus.

„Glaubst du mir jetzt, dass es Jörg war?“, fragt Manuel.

„So ein gemeiner Kerl!“ Sebastian geht zu Jörgs Rad und lässt aus beiden Reifen die Luft raus.

„Damit wäre der Fall ja gelöst“, sagt Manuel.

## **Das Märzschwimmen** **(7-8 классы)**

Endlich war der Tag da, auf den Alexandra schon wochenlang gewartet hatte. An diesem Tag fanden im städtischen Hallenbad die Schwimmwettkämpfe statt, die der Schwimmverein alljährlich im März zum Abschluß seiner Winterarbeit veranstaltete. Alexandra war seit einem halben Jahr im Schwimmverein. Das „Märzschwimmen“ war ihr erster öffentlicher Wettkampf. Sie hatte hart dafür trainiert.

Beim 100-m-Brustschwimmen der Zehn- bis Zwölfjährigen hatte sie gute Aussichten auf den ersten Platz. Klar, einen harten Kampf würde es geben. Vor allem mit Maïke mußte man rechnen, sie war eine sehr gute Schwimmerin. Aber im Training hatte Alexandra Maïke schon mehrmals geschlagen. Warum sollte das nicht auch beim Märzschwimmen möglich sein? Alexandra würde sich jedenfalls die größte Mühe geben; sie wollte Erste werden. In Gedanken sah sie sich schon naß und stolz auf dem Siegerpodest stehen...

Aber zuerst mußte ja mal der Wettkampf ausgetragen werden. Schlimmer: Vorher mußte Alexandra noch in die Schule. Hochleistungen konnte dort wohl an diesem Tag keiner von ihr erwarten. Während der Schulstunden war Alexandra geistig völlig weggetreten. Immerhin - der Vormittag ging herum.

Zu Hause waren diesmal alle von unvergleichlicher Sanftmut und Liebe zu Alexandra. Vater überhörte großzügig, wie sie in ihrer Aufregung die Türen zuknallte. Oliver, Alexandras jüngerer Bruder, putzte ihre Schuhe. Das fand sie zwar völlig unnötig, denn mit Schuhen schwamm sie ja nicht. Aber sie wußte, was dieser Liebesdienst für Oliver bedeutete.

Natürlich hatte die Familie vorher unter sechs Augen mehrmals über den Schwimmwettkampf gesprochen. „Wenn Alexandra bloß gewinnen würde, wo sie es doch so gern möchte“, bangte Mutter immer wieder. „Die Enttäuschung, wenn sie nicht Erste wird, mag ich mir gar nicht vorstellen.“

Nach dem Essen begleitete Mutter Alexandra zum Autobus. An der Haltestelle wartete eine alte Frau. „Guten Tag, Frau Simmring“, sagte Mutter freundlich. „Haben Sie auch etwas in der Stadt zu erledigen?“ „Ich besuche meine Tochter“, erzählte Frau Simmring. „Ihr Mann hat übers Wochenende Dienst. Er ist bei der Bundesbahn, wissen Sie. Die Kinder sind groß und schon aus dem Haus. So ist meine Tochter heute allein, und ich will sie überraschen.“

„Und dabei sind Sie etwas aufgeregt“, meinte Mutter verständnisvoll.

Frau Simmring gab es zu. „Ich fahre ja nicht oft allein - in meinem Alter.“

Als der Omnibus auftauchte, griff sie nach ihrer großen, schwarzen Tasche. Alexandra nahm sie ihr ab. „Ich reiche sie Ihnen hoch. Oh, die ist aberschwer! Für Sie, meine ich.“

„Äpfel und ein Quarkstollen sind drin“, erklärte Frau Simmring, ehe sie mit einiger Anstrengung in den Autobus kletterte.

In der Stadt angekommen, hob Alexandra Frau Simmrings Tasche aus dem Autobus heraus und fragte mit einer Handbewegung nach rechts: „Gehen Sie da lang? Dann helf' ich Ihnen tragen.“

Doch Frau Simmring schüttelte den Kopf. „Ich muß in die andere Richtung.“

So verabschiedete sich Alexandra und ging. Nach einigen Schritten sah sie sich unwillkürlich noch einmal um. Na, so was! Die alte Frau war noch gar nicht weitergekommen. Sie hatte die Tasche abgesetzt und stand merkwürdig zusammengekrümmt da. Natürlich - die Tasche war zu schwer für sie, bestimmt brauchte Frau Simmring Hilfe. Alexandra überlegte hin und her. Es zog sie ja gewaltig ins Schwimmbad, aber ein bißchen Zeit hatte sie doch noch. So rannte sie schließlich zu Frau Simmring.

Aber so einfach, wie gedacht, war die Sache nicht. Zu Alexandras Schrecken sagte die Frau schwer atmend: „Kind, mir ist gar nicht gut. Im Autobus fing's schon an. Es ist das Herz, weißt du. Das will nicht mehr so recht.“ Sie sah kreidebleich aus. Alexandra hob sofort die Tasche auf und faßte mit der anderen Hand Frau Simmrings Arm. „Haben Sie keine Angst. Ich bringe Sie zu Ihrer Tochter. Es ist gewiß nicht weit?“ „Nicht sehr. Zehn Minuten gehe ich immer.“

Zehn Minuten waren an diesem Tag für Alexandra eine ganze Menge, aber dabei blieb es nicht einmal, es wurden viel mehr. Die alte Frau konnte nur langsam gehen und mußte immer wieder stehenbleiben. Alexandra wurde unruhig. Das „Märzschwimmen“ begann um 16 Uhr, und das 100-m-Brustschwimmen, für das Alexandra aufgestellt war, stand ganz am Anfang im Programm. Viel Zeit blieb nun nicht mehr.

Mittlerweile hatten sie die Innenstadt verlassen. In einer wenig belebten Straße stand an einem Gartentor: Schumacher. So hieß Frau Simmrings Tochter. Endlich am Ziel! Grenzenlos erleichtert drückte Alex-

andra auf den Klingelknopf - einmal, zweimal, dreimal. In dem weißen Einfamilienhaus rührte sich nichts. Kein Zweifel, Frau Schumacher war nicht da.

Entsetzlich! Wenn sich Alexandra noch länger aufhielt, kam sie unmöglich rechtzeitig zum Start. Hastig sagte sie: „Ich klinge bei den Nachbarn. Bei denen können Sie doch bleiben, bis Ihre Tochter heimkommt.“

Alexandra versuchte es erst rechts, dann links, doch auch in den beiden Nachbarhäusern war an diesem Nachmittag niemand daheim. Als Alexandra Anstalten machte, zu weiter entfernt liegenden Häusern zu laufen, wehrte Frau Simmring ganz verängstigt ab. „Laß das doch, bitte! Ich kenne die Leute ja überhaupt nicht. Zu Fremden möchte ich jetzt nicht.“

Auch noch Wünsche! Dann kann ich halt nichts machen, dachte Alexandra erbost. So muß Frau Simmring eben sehen, wie sie sich allein weiterhilft. Ich hab' mein Möglichstes getan. Ich gehe! Natürlich ging sie nicht. Sie brachte es einfach nicht fertig. Frau Simmring saß fröstelnd auf der niedrigen Gartenmauer. „Wenn bloß meine Tochter käme“, sagte sie leise. „Vielleicht ist meine Tochter bei Frau Merk. Das ist ihre Freundin. Sie wohnt am anderen Ende der Straße.“ Die alte Frau sah das Kind flehend an. Was für blaue Lippen sie plötzlich hatte. Ganz verfallen sah sie aus.

Alexandra bekam Angst. Nein, sie konnte die kranke Frau nicht im Stich lassen.

Stumm wandte sich das Mädchen um und rannte die Straße entlang bis zum entgegengesetzten Ende. Im Grunde hielt es Alexandra schon gar nicht mehr für möglich, daß bei Merks jemand aufmachen würde.

Doch Frau Merk erschien an der Tür, und zu Alexandras großer Erleichterung war auch Frau Simmrings Tochter da.

Auf Alexandras Nachricht hin lief Frau Schumacher gleich heim. Alexandra rannte neben ihr her. Am liebsten hätte sie laut losgeheult vor Enttäuschung. Es war nun 16 Uhr. Jetzt starteten die anderen Mädchen beim 100-m-Brustschwimmen, und sie fehlte!

Sie hatte noch eine winzige Hoffnung. Der Schwimmverein hielt große Stücke auf Alexandra. Wenn sie noch nicht da war, ließ man vielleicht erst die anderen Wettkämpfe ihrer Altersklasse ablaufen. Konnte doch sein! Womöglich war noch nicht alles verloren, wenn sie jetzt gleich zum Hallenbad lief.

Doch auch diese Hoffnung zerschlug sich. Es konnte keine Rede davon sein, daß Alexandra nun ihrer Wege ging. Frau Simmrings Zustand hatte sich noch weiter verschlechtert. Alexandra mußte Frau Schumacher helfen, die alte Frau ins Haus zu bringen und auf eine Couch zu legen. „Wir brauchen unbedingt einen Arzt“, sagte Frau Schumacher aufgeregt. In ihrer Angst fiel es ihr gar nicht ein zu fragen, ob Alexandra denn überhaupt Zeit hätte. Frau Schumacher schrieb hastig die Telefonnummer ihres Hausarztes auf, drückte Alexandra den Zettel und Geld in die Hand und bat sie, von der nächsten Telefonzelle aus den Arzt anzurufen. Alexandra rannte zur Telefonzelle, steckte das Geld in den Automaten und wählte. Sie wartete, bis das erste Wort am anderen Leitungsende ertönte, und rief dann: „Bitte kommen Sie zu Schumacher, Bergstraße 3, ganz schnell, es ist...“ Verwirrt stockte sie; die andere Stimme sprach unentwegt weiter, ohne im

geringsten auf Alexandras Mitteilung einzugehen: „Dr. Haag heute nicht erreichbar. Vertretung Dr. Holander, Dürerstraße 11, Rufnummer 45 9701. Dr. Haag heute nicht..

Das konnte doch nicht wahr sein! Ein Tonband, nichts als ein Tonband! Mit zitternden Fingern

legte Alexandra auf. Noch einmal telefonieren konnte sie nicht, sie hatte kein Geld mehr bei sich.

Ihr eigenes Portemonnaie steckte in der Tasche mit ihren Schwimmsachen, und die stand bei Frau Schumacher. Es half nichts, sie mußte zur Dürerstraße 11 laufen.

Zum „Märzschwimmen“ kam sie auf keinen Fall mehr zurecht. Damit mußte sie sich abfinden. Jetzt ging es nur noch darum, daß Frau Simmring geholfen wurde.

Zum Glück war Dr. Holander zu Hause. Er holte sofort sein Auto aus der Garage und fuhr mit Alexandra zu der alten Frau in der Bergstraße.

Als die Zimmertür hinter ihm zugefallen war, hätte Alexandra natürlich ohne weiteres gehen können. Statt dessen setzte sie sich auf einen Hocker im Flur und wartete. Sie war nun so in diese Sache verstrickt, daß sie nicht fortgehen konnte, ohne zu wissen, ob sich Frau Simmring erholte. Wie die Zeit jetzt dahinschlich!

Endlich erschien der Arzt wieder. Frau Schumacher begleitete ihn zur Gartentür und kam dann zu Alexandra. Aufatmend sagte sie: „Der Herzanfall ist vorbei. Der Arzt hat meiner Mutter eine Spritze gegeben. Nun braucht sie sich nicht mehr zu quälen; sie schläft ruhig. Jetzt komme ich erst dazu, dir zu danken. Was hätten wir bloß ohne dich angefangen!“ Sie fügte etwas besorgt hinzu: „In dem ganzen Wirbel habe ich deine Hilfe so selbstverständlich hingenommen. Dabei hattest du bestimmt etwas ganz anderes in der Stadt vor.“ „Ach, war nicht so wichtig“, erklärte Alexandra. Sie war selber höchst verwundert über das, was sie da sagte. Aber es war tatsächlich so, das „Märzschwimmen“ von heute regte sie nicht mehr auf. Es war so viel dazwischengekommen. Nächstes Jahr gab es ja wieder ein „Märzschwimmen“. Vielleicht wurde sie da Erste. Mochte Maike heute gesiegt haben. Sie, Alexandra, war an diesem Tag eben woanders gebraucht worden.

# Wolfgang Amadeus Mozart

## Aufenthalt in Mannheim

(9-11 классы)

Eine der interessantesten Stationen im Leben des jungen Wolfgang Amadeus Mozart ist sein knapp halbjähriger Aufenthalt im Winter des Jahres 1777 auf 1778 in Mannheim. Der junge Musiker ist damals einundzwanzig Jahre alt. Er ist längst nicht mehr das »Wunderkind«, das der Vater Leopold, ungeachtet der Strapazen, die dem Heranwachsenden damit zugemutet wurden, zwischen dessen 7. und 16. Lebensjahr in ganz Europa, von Italien bis nach England, an den Fürstenhöfen vorgeführt und zur Schau gestellt hat. Wolfgang hat sich von seinem ersten Dienstherrn, dem Erzbischof Hieronymus Graf Colloredo, getrennt, da dieser dem jungen Mann, dem es im provinziellen Salzburg zu eng geworden ist, keinen Reiseurlaub bewilligen wollte.

Allein mit der Mutter ist Wolfgang jetzt nach Paris unterwegs, wo - nach Meinung des Vaters - sich noch am ehesten mit Kompositionen Geld verdienen läßt. Sollte sich unterwegs in einer der Residenzen eine feste Anstellung finden lassen - um so besser! Doch das ist das Vertrackte an den hohen Herren. Sie hören zwar alle gerne Musik. Sie sind beeindruckt von den Kompositionen und von der Virtuosität des jungen Wolfgang Amadeus. Wenn aber die Sprache auf eine feste Anstellung kommt, stellen sie sich taub. Konzerte bezahlen sie vorzugsweise mit überschwenglichen Komplimenten, einem Orden, einem Andenken, nur selten jedoch in klingender Münze. So ist es in München gewesen. So war es selbst in Augsburg, bei den Bürgerlichen, wo Wolfgang sich über solchen Ärger mit einem Flirt mit seiner Base Maria Anna Thekla getröstet hat.

Schon hier deutet sich an, was dann in Mannheim noch deutlicher wird: Ein junger Mann, den man mit Drill, Anstrengung und Isolation in den Jahren zuvor um die unbeschwerte Kindheit gebracht hat, verlangt nun stürmisch, einmal etwas vom Leben zu haben - Spaß, Vergnügungen. Und die Situation ist günstig, da der gestrenge Vater in Salzburg daheimgeblieben ist, ihn nicht ständig unter Beobachtung hat und nur mittels Briefen Anweisungen, Belehrungen und Befehle geben kann.

In Mannheim, wo Mozart mit seiner Mutter Ende Oktober 1777 eintrifft, läßt sich zunächst alles ganz hoffnungsvoll an. Wolfgang macht die Bekanntschaft einer ganzen Reihe prominenter Musiker. Da ist beispielsweise die Familie Wendling. Der Vater ein guter Flötist, der Wolfgang schließlich sogar dazu bringt, für das von ihm nicht besonders geliebte Instrument einige Stücke zu komponieren. Die eine Tochter, Auguste, ist eine hochgepriesene Sängerin, zudem die Mätresse des Landesherrn, des Kurfürsten Karl Theodor. Auch mit dem Leiter des Hoforchesters, Christian Cannabich, und dessen Familie freundet Wolfgang sich rasch an. Cannabich ist der Schüler und Nachfolger des berühmten Johann Stamitz, der das Mannheimer Hoforchester aufgestellt, geprägt und zu europäischem Ruhm geführt hat.

»Kein Orchester der Welt hat es je in der Aufführung dem Mannheimer zuvorgetan. Sein Forte ist ein Donner, sein Crescendo ein Katarakt, sein Diminuendo ein in die Ferne dahinplätschernder Kristallfluß, sein Piano ein Frühlingshauch«, so urteilt der Zeitgenosse Schubart.

Es ergibt sich für den jungen Musiker und Komponisten ein direkter Zugang zum Kurfürsten. Er unterrichtet die außerehelichen Kinder Karl Theodors mit der ehemaligen Schauspielerin und späteren Gräfin Haydeck. Mozart schreibt für den jungen Grafen ein leichtes Menuett, für die Komtesse ein Rondo. Der Kurfürst kommt und hört dem Klavierspiel der Kinder zu. Bei einem Konzert in der Residenz spricht Karl Theodor zu Mozart »wie zu einem jungen Freund: Er sagte: >Ich habe gehört, er hat zu München eine Opera geschrieben^ - >Ja, Euer Durchlaucht... ich empfehle mich Euer Durchlaucht zur höchsten Gnad. Mein größter Wunsch wäre, hier eine Opera zu schreiben. Ich bitte, auf mich nicht ganz zu vergessen . . .«< So meldet es der junge Mann an den Vater in Salzburg. Aber er hat, ein bißchen hochmütig, noch nicht erkannt, wer in Mannheim am Hofe musikalisch das Wetter macht. Rümpft über so manch einen Kollegen die Nase und meint, er könne dies und das viel besser. So urteilt er über den Kirchenmusiker, Abbe Georg Joseph Vogler,

dieser sei nur »ein öder musikalischer Spaßmacher, der sich viel einbildet«. Auch dessen Fähigkeiten als Organist können Mozart gar nicht imponieren: »Es ist zum Totlachen, diesem Herrn zuzusehen. Er spielt auf der Orgel wie ein Kind im Dreck.«

Das Antichambrieren (im Vorzimmer des Fürsten auf eine Unterredung warten) geht weiter. Mozart möchte als zweiter Hofkompositeur angestellt werden. Aber Karl Theodor kann sich nicht entscheiden.

Der junge Mann, der wartet, Beziehungen knüpft und abermals warten muß, ist kein Kind der Traurigkeit. Auch dies steht in den Briefen an den Vater: »Ich, Johannes Chrysostomos Amadeus Wolfgang Sigismund Mozart gebe mich schuldig, daß ich vorgestern und gestern (auch schon öfters) erst bei der Nacht um 12 Uhr nach Haus gekommen bin und daß ich von 10 Uhr an bis zur benannten Stund beim Cannabich in Gegenwart und en companie (in Gesellschaft) des Cannabich, seiner Gemahlin und Tochter, der Herren Schatzmeister, Ramm und Lang, oft nicht schwer, sondern ganz leichtweg gereimet habe und zwar lauter Sauereien, und zwar mit Gedanken, Worten und - aber nicht mit Werken. Ich hätte mich aber nicht so gottlos aufgeführt, wenn nicht die Rädelsführerin, nämlich die genannte Liesel (Cannabichs Tochter) mich gar so sehr dazu animieret und aufgehetzt hätte . . .« Es wäre allerdings falsch, wollte man aus solchen Zeugnissen schließen, Mozart habe in Mannheim nur ein lustig-liederliches Leben geführt. Das wird widerlegt schon allein durch die Zahl der Kompositionen, die in der Mannheimer Zeit entstanden sind: ein Oboenkonzert für den Herrn Ramm, für Wendling ein Flötenkonzert, für Dorothea Wendling eine Arie und für die Mademoiselle »Gustel« Wendling französische Arietten, für die dreizehnjährige Rose Cannabich, die bei ihm Klavierstunden hat, schließlich eine Sonate (KV 309), deren Andante dem »Charakter des Mädchens« genau nachgebildet ist.

Dem Vater in Salzburg will das Stück allerdings nicht übermäßig gefallen. Er hört da nur den »vermanierten Mannheimer goüt (Geschmack)« heraus und drängt im übrigen den Herrn Sohn, sich noch zielstrebigere als bisher um eine Anstellung zu bemühen. Der Vater fürchtet, daß das Reisegeld, welches er sich vom Mund hat absparen müssen, im teuren Mannheim beim lustigen Umgang mit Sängerinnen, Komtessen und den Wolfgang anhimmelnden Klavierschülerinnen nur so zum Fenster hinausfliegt. Er warnt: »Man muß andere, wichtigere Gedanken im Kopf haben als Narrenposen, sonst sitzt man auf einmal ohne Geld im Dreck. Wo kein Geld ist, ist auch kein Freund. Und wenn Du hundert Lektionen umsonst gibst, Sonaten komponierst und alle Nächte statt wichtigeren Dingen von 10 bis 12 Uhr Sauereien machst.«

Worauf der Herr Sohn die ihm verhaßte Katzbuckelei bei Hofe wegen einer Anstellung wieder aufnimmt. Doch am 10. Dezember hat er dann eine bittere Nachricht nach Salzburg zu melden. Er schreibt dem Vater, daß »es dermalen nichts mit dem Kurfürsten sei«. Und so ist es dazu gekommen: »Der Graf Savioli (den er darum gebeten hatte, sich beim Kurfürsten für ihn zu verwenden) wich mir ordentlich aus. Ich ging aber auf ihn zu. Als er mich sah, schupfte er die Achsel. >Was<, sagte ich, >noch keine Antwort/ - >Bitte um Vergebung<, sagte er, >aber leider nichts/ - >Eh bien<, sagte ich, >das hätte mir der Kurfürst auch eher sagen können/«

Wie groß die Enttäuschung gewesen sein muß, die sich hinter der nüchternen Wiedergabe des Gesprächs mit dem vermeintlichen Gönner verbirgt, geht unter anderem auch daraus hervor, daß der junge Mann nach diesem Bescheid zunächst haltlos in Tränen ausbricht. Die Freunde versuchen ihm beizuspringen. Sie finden ein kostenloses Logis für Sohn und Mutter beim Hofkammerrat Serrarius. Sie tun einen wohlhabenden Holländer auf, der bei Mozart mehrere Flötenstücke bestellt. Aber das sind Übergangslösungen. Nicht mehr. Wolfgang bleibt trotz aller Fehlschläge und der klaren Absage weiter in Mannheim. Er hofft wohl, den Kurfürsten doch noch überreden zu können, ihm eine Anstellung zu geben.

Die letzte Hoffnung schwindet, als am 30. Dezember 1777 der Kurfürst Maximilian von Bayern überraschend stirbt und Karl Theodor von Mannheim nach München übersiedelt, um dort die Nachfolge seines Verwandten anzutreten. Ohne Zweifel wird der Hof bald nach München folgen. Kommt es dahin, so hat es gewiß auch mit den zahlreichen musikalischen Veranstaltungen ein Ende.

Der Vater aus Salzburg drängt in seinen Briefen den Sohn, er möge doch endlich nach Paris aufbrechen: »Paris ist doch der einzige Ort, wo man Geld und sich selbst Ehre machen kann. Sie sind ja ein Mann, der Alles imstande ist. Ich will Ihnen schon den rechten Weg zeigen . . . wer ein paar Opern in Paris gemacht hat, der hat sein Einkommen.«

Unbegreiflich ist es für Leopold Mozart, warum der Sohn seine Zeit in Mannheim vertändelt. Cherchez la femme, sagen die Franzosen. Da steckt eine Frau dahinter, läßt sich der Satz frei übersetzen. Und in der Tat, in einem Brief aus Mannheim im Januar 1778 fällt die erste schüchterne Anspielung auf jenes Mädchen, in das sich Wolfgang bis über beide Ohren verliebt hat. Es ist die damals fünfzehnjährige Aloysia Weber, Tochter des Musikers und Notenkopisten Fridolin Weber, der ursprünglich Jurist gewesen, dann aber zur Musik und zum Theater übergewechselt ist. Über Aloysia, oder familiär »Luise«, die eine hübsche Stimme hat, schreibt Wolfgang an Leopold Mozart: »Ihr Vater ist ein grundehrlicher deutscher Mann, der seine Kinder gut erzieht, und eben dies ist die Ursache, warum das Mädchel hier verfolgt wird.«

In unsere Sprache übersetzt heißt das in etwa: »Du mußt nicht meinen, lieber Vater, diese Luise sei ein Flittchen. Daß sie die Geliebte eines Fürsten würde, ließe ihr Vater nie zu. Ihre Eltern sind anständige Leute . . .« (Wie es tatsächlich um Sitte und Anstand in der Familie Weber bestellt ist, wird der junge Notensetzer erst einige Jahre später realistisch zu erkennen imstande sein. Da ist er mit Luisens jüngerer Schwester befreundet. Vater Weber ist inzwischen gestorben. Ein Vormund erzwingt mit erpresserischen Mitteln, von der Mutter dazu aufgefordert, Wolfgangs Eheschließung mit Constanze Weber.) Vorerst steht Wolfgang ganz in Flammen für Luise. Er schreibt ihr Arien und ist bereit, »für die ganze Familie meine Fland ins Feuer zu legen«. Er reist mit Fridolin Weber, Luise und der dreizehnjährigen Constanze zu einer alten Gönnerin, der Prinzessin von Oranien nach Kirchheimbolanden zu einem Konzert.

Aber Aufwand und Erfolg stehen wieder einmal in einem deprimierenden Mißverhältnis zueinander: »Ich habe in allem zwölfmal gespielt und der Fürstin mit vier Sinfonien aufgewartet und nicht mehr als sieben Louisdor bekommen und meine liebe arme Weberin fünf! - Basta! Ich habe noch 42 Gulden Profit und das unaussprechliche Vergnügen ...«

Kurz darauf rückt Wolfgang vor dem Vater im Brief mit einem tollen Plan heraus. Er will nicht mehr nach Paris. Er will mit den Webers, der ganzen Familie, nach Italien. Er will eine italienische Oper komponieren »für Venedig etwa, oder Verona, selbst um fünfzig Zechini . . . nur damit ich meinen Ruhm mache«. Luise soll als Primadonna (Sängerin mit der Hauptrolle) auftreten. Der Vater Weber kann den Impresario machen, auch die ältere Schwester Josepha könnte mit: »weil sie kocht«.

Der Vater in Salzburg ist entsetzt. Er schreibt unter dem 12. Februar 1778 dem Sohn einen Brief, der sich gewaschen hat. Was kann er anderes tun, als dem »Verblendeten« auf diese Weise den Kopf zurechtzusetzen: »Mein lieber Sohn! Deinen Brief vom 4. Februar habe ich mit Verwunderung und Schrecken durchgelesen ... Ich war bis jetzt gottlob immer wohlauf. Allein dieser Brief, an dem ich meinen Sohn an nichts Anderem mehr erkenne, als an dem Fehler, daß er allen Leuten auf das erste Wort glaubt und sein zu gutes Herz, durch Schmeicheleien und schöne Worte betört, jedermann bloßstellt . . . dieser Brief hat mich um so mehr niedergeschlagen, als ich mir vernünftige Hoffnung machte, daß Dich einige dir schon begegnete Umstände . . . hätten überzeugen sollen, daß man, um sein Glück in der Welt zu suchen, nichts ohne die größte Überlegung unternehmen und sich von enthusiastischer Einbildung . . . niemals hinreißen lassen soll.«

Der Brief ist eine rhetorische Meisterleistung. Für den Vater geht es vor allem darum, den Sohn, um dessen Genialität er weiß, vor Illusionen und Irrwegen zu bewahren: »Es kommt nur auf Deine Vernunft und Lebensart an, ob Du als gemeiner Tonkünstler, auf den die ganze Welt vergißt, oder als ein berühmter Meister, von dem die Nachwelt auch noch in Büchern liest, ob Du von einem Weibsbild etwa eingeschläfert mit einer Stube voll notleidender Kinder auf einem Strohsack, oder nach einem christlich hingebachten Leben mit Vergnügen, Ehre und Nachruhm, mit Allem für Deine Familie wohl versehen, bei aller Welt in Ansehen sterben willst.«

Der Vater versteht durchaus, daß ein junger Mann auch mal sein Vergnügen haben muß: »In



Augsburg hast Du auch Deine kleinen Szenen gehabt, Dich mit meines Bruders Tochter lustig unterhalten ... In Mannheim hast Du sehr wohlgetan, Dich bei dem Herrn Cannabich einzuschmeicheln. Da wurde nun die Mademoiselle Tochter . . . mit Lobeserhebungen überhäuft, das Portrait ihres Temperaments im Adagio der Sonate ausgedrückt, kurz diese war nun die Favoritperson.«

Aber der Italienplan wird in seiner Weltfremdheit unerbittlich bloßgestellt: »Du gedenkst sie als Primadonna nach Italien zu bringen. Sage mir, ob Du eine Primadonna kennst, die als Primadonna, ohne vormals in Deutschland schon öfter rezitiert zu haben, das Theater betreten hat?« Für den Fall, daß solche verstandesgemäßen Argumente nicht wirken, wird auch an die Gefühle der Dankbarkeit erinnert, die der Sohn dem Vater und der Schwester schuldig ist: »Liebster Sohn: Du könntest Dich wirklich entschließen, Deinem Ruhm, Deine alten Eltern, Deine liebe Schwester auf die Seite zu setzen? Mich beim Fürsten und der Stadt, die Dich liebt, dem Spott und Gelächter preisgeben.«

Und sollte auch diese Erinnerung an geschuldete Dankbarkeit nichts nutzen, so gibt es noch den »Ehrenpunkt«, an dem der Vater Wolfgang nun packt. Mit Leuten, die man kaum kennt, durch die Gegend zu zigeunern, gehe unmöglich an: »Das ist nur eine Sache für kleine Lichter, für Halbkomponisten, für Schmierer! Nenne mir einen großen Komponisten, der sich entwürdigen würde, einen so niederträchtigen Schritt zu tun! Fort mit Dir nach Paris! Und das bald, setze Dich großen Leuten an die Seite.«

Und der Sohn gehorcht. Am 14. März 1778 fährt er mit der Mutter nach Paris ab. Der Vater hat (noch einmal) gesiegt. Der Hochtalentierte ist auf den für die Entwicklung und Förderung seines Talents notwendigen Weg gezwungen worden. Zerknirscht, aber zugleich mit heruntergewürgtem Aufbegehren, schreibt der sich unterwerfende Sohn an den Vater: »Wie ich wegging, so weinten sie alle.« (Gemeint sind die Mitglieder der Familie Weber.) »Ich bitte um Verzeihung, aber mir kommen die Tränen in die Augen, wenn ich daran denke.«

Wolfgang und Luise haben sich ewige Treue geschworen. Jahre später hat Luise zu einem Dritten gesagt, sie habe diesen Mozart eigentlich nie geliebt!